

DIE FACKEL

Nr. 197

WIEN, 28. FEBRUAR 1906

VII. JAHR

Ludwig Speidel

Seine Bedeutung als schöpferischer Geist, als Künstler, als Bewahrer großer Heimatswerte in einer Zeit vielfach zerstörender Triebe, wird ihm in der ganzen deutschen Welt, nicht bloß in Wien bestätigt und gedankt werden, sind einmal die vielen einzelnen Blätter zu einem Ganzen vereinigt, deren Sammlung er bei Lebzeiten sich spröde entzogen hatte.

Ludwig Speidel war und bleibt einer der Schriftsteller von erstem Range; auf ihn mag insbesondere die Geschichte unserer Sprache als Beispiel hinweisen, wie sie in der abhandelnden Prosa Körperlichkeit, blühendes Licht und Farbe, Wohlklang und Zartheit, männliche Führung und anmutigste Bewegung, kurz allen Reiz der Poesie selbst entwickeln könne. In eine unwürdige Tagespresse verirrt, war Speidel vielleicht der Letzte, der sie zu ertragen, ja eben dadurch zu erheben wußte und ihr reichlich zurückgab, was er ihr verdankte; denn seine Stellung war von einer Macht begleitet, die, an seine Persönlichkeit gebunden, in Zukunft kaum wieder einem unabhängigen Geiste in solchem Umfang zugestanden werden wird.

Der Journalist übt ein Metier, der Schriftsteller hat einen Beruf. Im Wesen des Schriftstellers liegt es, aus seiner Natur und Bildung zu völlig in ihm beschlossenen, nicht wahllos von außen aufgenötigten Fragen ein besonderes Verhältnis zu gewinnen und darzustellen, wodurch er wieder andere in seine Lebensrichtung zu führen vermag. Dagegen bestimmt der Journalist gar nichts, sondern macht als willenloser Zeiger des wechselnden Geschehens nur die Gebärden der Aktion, während die Naturkraft der Ereignisse sich auf seine Worte überträgt und sie wie Windmühlflügel in Bewegung setzt. Für die Zeitung als solche ist der Schriftsteller nichts als ein eitler Dekor ihres ökonomischen, mechanisch—präzisen Geschäftes; sie sucht ihn in seinen besten Kräften auszunutzen, aber zugleich seiner Selbstbestimmung zu entziehen, indem sie ihm die Gegenstände seiner Arbeit aufnötigt und ihn zu einer Oberflächenbehandlung zwingt, die ihr gemäß ist, aber sein eigenstes Wesen geradezu auflöst. Aus dem Kampf, der Vereinigung, dem gegenseitigen Nachgeben, Bedingen und Beharren dieser zwei unversöhnlichen, intimsten Feinde: Zeitung und Schriftsteller ist denn auch — namentlich in Wien und durch Speidels besondere Begabung — eine Art von eigener Kunstgattung und —übung hervorgegangen: das Feuilleton. Der Geist, die Auffassung und Technik dieser kostbaren Geringfügigkeit — der Unsterblichkeit eines Tages, wie Speidel sie nannte — sind in Wien so allgemein geworden, daß man ruhig sagen kann, die Zeitung habe hier wie so viele andere Güter, auch die Poesie, das Feuilleton habe die Literatur verschlungen. Abgesehen von Speidels Arbeiten ist aber an all der gepriesenen nichtigen Gefallsamkeit nur mehr ein Schein von Kunst und tieferer Betrachtung; in Wahrheit ist der Schriftsteller aus diesem Gebie-

te fast ganz hinausgeschoben worden vom Journalisten. Das schlechte Geld verdrängt das bessere.

Daß aber diese Form — ausgereifte Improvisation, durchdachte Augenblicksreagenz — in ihrer paradoxen Verlockung für einen Schriftsteller, wie der Journalismus selbst, ebensoviel Anziehendes wie Abstoßendes haben mag, gerade genug sie zu suchen und wieder zu verachten, begreift sich gern. Die Natur Speidels zumal hatte etwas Impulsives, ihr schöpferischer Trieb entfaltete sich und welkte bald nach dem wirkenden Augenblick. Seine Fruchtbarkeit bestand nur vermöge der Fülle der Eindrücke, die ihm der Tag brachte, und des journalistischen Zwanges, sich mit ihnen vor dem Publikum auseinandersetzen. Freilich hatte dieser formschöpferische Geist, dieser gefühlige Dialektiker eine solche Ehrfurcht vor dem Unwiderruflichen, das im niedergeschriebenen Worte liegt, daß er jedesmal den ganzen Widerstand der Sprache gegen die Leichtigkeit und Eile ihres täglichen Gebrauches empfand; aber indem er ihn besiegte durch eine vertiefte, zögernde, doch in der entschlossenen Wahl sichere Weise des Ausdrucks, gewann er eben eine bildnerische Dauerhaftigkeit über Anlaß und Moment hinaus und setzte seinen Beruf gegen das Metier durch.

Diese harmonische Plastik der Prosa Ludwig Speidels, diese Monumentalität im Kleinen, der weite Horizont, der hinter allen den gefaßten und knappen Gebilden sich öffnet, werden erst ganz erkannt werden, wenn seine Schriften aus der trüben Umgebung einer fragwürdigen Institution endlich dauernd herausgestellt, sich selbst zurückgegeben sein werden. Freilich wird man dann auch die geistigen Gefühls— und Urteilswidersprüche und die Grenzen seiner Eindrucksfähigkeit und Bewegung deutlicher erkennen, aber auch zu würdigen wissen, was man ihm bisher bloß anzuschulden liebte: nur der unheilvolle Mißbrauch, den die Zeitung in jedem Meinungsstreite dadurch mit ihrem Urteil treiben darf, daß sie, Richter in eigener Sache, ohne Widerspruch, mit Außerachtlassung der Gegner spricht und immer nur sich selber hören will, ließ die mächtige Subjektivität eines selbständigen Geistes als gefährliche Willkür erscheinen. Der Schriftsteller, der die Zeitung für sich hat, findet eine überlaute Resonanz, und er entbehrt jeder Gegenrede, durch die sein Für und Wider erst zum Ganzen in Harmonie gesetzt würde. So konnte etwa in dem tobenden Streit um Wagner das Speidel'sche Wort von der »Affenschande« der Wagner'schen Popularität eine mißliche Unsterblichkeit erhalten, oder der innere Widerspruch gegen die neu aufsteigende Welt von Kunstwerken und Lebensmeinungen den Anschein eines willkürlichen Preßpapsttumes annehmen. Eben indem Speidel seine Selbstbestimmung und seinen Widerspruch als Grundrecht wahrte, nahm er an Macht und Ansehen Schaden, weil er an die Stelle gefesselt war, die über alles zu entscheiden die Anmaßung und in nichts recht zu behalten das Schicksal hat.

Aber selbst dort, wo er der aufgewachsenen Übermacht des Neuen mit der ganzen Gegengewichtigkeit seiner Natur sich zu einem von vornherein aussichtslosen Kampf stellt, bewahrt er die volle Schönheit eines reinen, unverdorbenen Empfindens und ist gleichsam unverwundbar durch eine entzückende Dialektik des Gefühls.

Und es war ein ergreifendes Schauspiel — wie immer, wenn ein Mann in der vollen Kraft seiner Entschlüsse, durch die höhere Gewalt der Zeit und der Menschheit aus seinem Selbst und darüber hinaus zu einem Gesamtgefühl geführt wird —, als die Genialität der neuen Werke, ihre Natur selbst, was in Speidel Elementarempfinden war, zu sich zwang, bis er in der großen bleibenden Einheit der Kunst wie in einer vorzeitigen Ewigkeit beruhigt und befreit, ohne Zagen und innerlich versöhnt einging, lange ehe er starb.

Speidel war ein Schwabe und wahrte die ganze prächtige Gesundheit dieses Volksschlages, dessen Gabe und Grenze in seinem Werke so gut und lauter beschlossen ist, wie in den besten seiner Landesgenossen. Was den Dichter ausmacht: die ganze Hingabe an die Erscheinung, an die dingliche Kraft und Würze des Wortes, bestimmt auch ihn in seiner Wohlbeschaffenheit. In der geistig wertenden, dialektisch sich auseinandersetzenen Äußerung, in seinem kritischen Bedürfnis, wird er ebenso durch die schwäbische Schule bestimmt, durch die »Schule« freilich in engerem Sinne, worunter eine germanistisch—philologische Grundlage der Bildung zu verstehen sein möchte, die das dichterische Sprachgefühl durch ein horchendes Sprachdenken und ein spürendes Sprachwissen vertieft.

Für Schwaben ist eine besondere Methode geistiger Zucht typisch, die etwa ganz bewußt und deutlich ausgebildet erscheint im Erziehungsgange der alten »Stiftler«. Diese sollen eigentlich Theologen werden, einerlei aus welchem Wollen, Fühlen, aus welcher kindlichen und elterlichen Lebensstimmung sie herkommen. Sie lernen zu der angestammten Derbheit und Frische den Schliff der klassischen Tradition, das gesunde Holz wird sozusagen gehobelt und geglättet, wodurch erst seine schöne Maserung, sein Kern hervortritt. Ihre zugreifende Impulsivität, mit allen Salben geistlicher und geistiger Dialektik gesalbt, darf sich nun statt zur Verteidigung der heiligen Güter gerade zum unheiligsten Angriff geschmeidig fühlen. So werden sie mündig, schalten mit ihren Notwendigkeiten als mit lauter Freiheiten, ihre Sprache, durch welche die Landschaft der heimatlichen Mundart, die Gefühls— und Denkweise einer wohl erhaltenen Rasse schimmert, gewinnt zur angeborenen Kraft eine gewisse vornehme Haltung, sie blitzt von morgendlicher Schärfe und schwingt gespannt und elastisch in lebendiger Latinität; die Rede der Alten wird in diesem Deutsch wiedergeboren.

Diese Saiten sind auch bei Speidel rein gestimmt und klingen mit allem Wohllaut einfacher Harmonisierung und volkstümlicher Melodik, mit einer anmutigen Macht und Fülle, die man nicht vermissen möchte, wenn wir auch oft tieferen, verschlungeneren, schwierigeren Stimmen lauschen wollen, und wenn auch herbere, strengere, geistig mannigfachere, weniger bedingte und dringender bedingende, weniger abgeschlossene, aber feuriger aufleuchtende, weniger in sich ruhende, als ruhelos suchende und findende Naturen jeder Zeit, also auch der unsrigen, ihren eigensten Ausdruck geben. So war Speidel — wie fast alle seine prächtigen Landsleute in der Geschichte unserer Literatur — ein vornehm konservativer, naiv anschaulicher Geist, ein kontemplativer Idylliker, der sich in den unendlichen, erhabenen Bedingtheiten der vollendeten, nicht in den Revolutionen und Elementartrieben der werdenden Welt und Kunst wohl fühlte und das reinste seelische Behagen, den Genuß einer unerschütterten Gesundheit und Zuversicht des gegebenen Daseins mitteilte.

Im unverwirrten, unmittelbar einleuchtenden Walten der Natur und in dem klar ausgewirkten Bilde der klassischen Lebenssicherheit fand er immer neuen Anreiz bewundernder, verklärender, beseligter Gestaltung. Hier spiegelte ungetrübte Tiefe seiner eigenen durchschauenden Betrachtung entgegen, antwortete ihm eine lautere, purpurne Unendlichkeit. Das Mannigfaltigste drängte er in einer unvergeßlichen Einfachheit zusammen und gab der Macht der Erscheinungen eine knappe, körperhafte, blut— und muskelstarke Wiedergeburt im Wort. So konnte er schauspielerische Erscheinungen in ihrer sinnlichen Spontaneität spüren wie den Liebreiz einer süßen physischen Berührung und festhalten. So hat er — wie kein Kritiker sonst — das alte Burgtheater, selbst ein Stück abgeschlossenen Lebens, gesehen und ganz nachge-

schaffen. Mitterwurzer las einmal Märchen vor und Speidel fing den Klang, den verwehenden, versunkenen Tonfall der Stimme auf, wir hören ihn:

»Im Märchen vom unsichtbaren Königreiche wird ein Flußtal geschildert, in das der Mond scheint. Wellen und Wald rauschen und erzählen seltsame Sachen. Durch gedehnte Worte eröffnet uns der Vorleser die Aussicht in das lange Tal, er läßt im Worte die Musik der Landschaft widerklingen, man sieht hörend die Natur. Die Beschreibung schließt mit dem Satze: 'es war ein wunderbares Tal'. Da nimmt sich Mitterwurzer das Wort 'wunderbar' heraus. Er läßt das schöne Wort musikalisch wirken, er läßt es klingen, ohne daß er singt. Aus dem dunkleren 'u' bricht das helle 'a' wie ein Tag aus der Dämmerung. Wir haben nie eine herrlichere Wortmusik gehört«.

Als Kritiker trat er einem Theaterstücke wie einem leibhaftigen Wesen mit kindlich aufgetanen Augen entgegen und mochte es nur verstehen und verständlich machen, indem er es von Grund aus beschrieb. So erzählte er den Inhalt, wobei er unversehens aus der Empfindung die Meinung, aus dem Gefühl das Urteil, aus der Anschauung die Ansicht enthülste. Und dies Erzählen, diese dem Dichter, wie dem Kinde angeborene ursprüngliche Freude am Berichten, am Aufbauen ist das Bleibende seiner produktiven Kritik und unser Entzücken, mögen wir seiner Meinung noch so sehr widerstreben. Von den vielen Stücken, die er im Laufe der Jahre sah und erzählte, bestehen heute freilich nur mehr wenige, aber gerade die vergessenen und verwelkten bekommen durch seine Erzählung einen Hauch von Existenz. Und dies ist der wahre, eigentliche Wert der rezeptiven Produktion — nicht die immer nur relative und augenblickliche Gültigkeit ihres kritischen Urteils —, daß sie die ganze Literatur zur lebendigen und wirkenden Geschichte der wachsenden Dichtung verklärt und in dieser ein unsterbliches atmendes Ganzes erblickt und gestaltet, woran nichts tot, stumm, sinn— oder wesenlos bleibt.

Die volle Höhe, das absolute Gleichmaß von Inhalt und Form, von subjektivem Anreiz und gegenständlicher Würde haben seine Aufsätze, wo sie ein abgeschlossenes Bild, eine in sich zurückgekehrte Bewegung, einen Menschen, eine Landschaft, ein Erlebnis durchdringen und allseitig umfassen. Er beschreibt einmal Uhlands ehrwürdige Gestalt:

»Klein, aber kräftig gebaut, mit einem Rückgrat, das eher brach, als sich bog, sein von rötlich blonden Haaren umkränzter Kopf hatte einen starken und strengen Knochenbau, aus welchen die zwei hellblauen Augen wie zwei Kinder herausgrüßten«.

Oder er huldigt den ewigen Lehrern unserer Sprache, den treuen Gebrüdern Grimm:

»Selbst wenn sie sich zur höchsten Vaterlandsliebe aufgeschwungen, kehren sie gern in ihre Furche zurück und vollenden da, der Lerche gleich, den Lobgesang eines Liedes, das sie in der Höhe geschmettert haben ... In Leben und Wissenschaft ist Jakob die trotzigere und bahnbrechende Natur, wo er den Pflug ansetzt, drückt Jakob ihn tiefer ein, so daß der Brodem der Erde hervorbricht und sich die Schollen schwer und langsam, als wollten sie sich eine Weile besinnen, zu beiden Seiten niederlegen. Ein Bahnbrecher schaltet Jakob mit Axt und Pflugschar, während Wilhelm mehr eine Gärtternatur ist, die auf dem schon gerodeten Erdreiche ihre zierlichen Beete anlegt, sie sorgsam wartet und still begießt«.

Ein wanderhafter und trinkfester Mann — die mit ihm verkehrt, wissen von mancher Wirtsstube zu erzählen, wo er zechend und sprechend der Oberste war — ging er etwa Schuberts sagenhaftem Aufenthalt in der Hinterbrühler Höldrüchsmühle, wie dem Klange der Müllerlieder selbst, an die Quelle nach. Oder er las in Mattighofen aus einer oberösterreichischen altertümlichen Bauerngegend den Geist des Volksgesanges und der mittelalterlichen Dichtung aus Tracht und überkommener Sitte, aus der Gestalt der Bauernhäuser, aus der Inschrift eines verwitterten Wegkreuzes, aus dem urtümlichen Ansehen des Wald— und Ackerlandes, wie aus einem aufgeschlagenen ewigen Bilderbuche ab.

Wie er in der schönsten Wiener Landschaft — seiner zweiten Heimat — das holdselige Walten der grünen, von Licht und Blüte, Duft und Gesang durchhauchten Stunden lauschend einatmet, hat er einmal unvergeßlich geschildert und in dieser kleinen lieblichsten Prosadichtung das eigene Bild — ein Idyll der höchsten geistigen Klarheit und sinnlichen Liebenswürdigkeit — dargestellt.

So saß er ein ebenbürtiger Genosse aller deutschen Meister schon bei Lebzeiten recht eigentlich beherzt und guten Mutes an den Tischen der Götter. Was er schrieb, schien einen Morgenglanz der Unsterblichkeit auszustrahlen und hatte den rosenschimmernden, unendlichen Grund hesperischer Tage, die Kraft, Leichtigkeit und Klarheit klassischer Sicherheit, die Wohlabgewogenheit in sich beruhenden, die Fülle genießenden, um seiner selbst willen lebenden und sinnenden Denkens, die Bestimmtheit einer Aussage, die in jedem Augenblicke sich selbst gemäß, ihre innere Wahrheit wie das eigene Schicksal herausstellt, den Laut einer Prosa, in welcher der volle, stete Rhythmus eines gesund schlagenden Herzens gleichsam an sich selbst Freude hatte. Im Inhalt dieser knappen, in jedem Satze ausgerundeten, sparsam—reichen Gestaltungen liegt ein dauernder Schatz ursprünglicher und unsterblicher Stammesart, in ihrer Form ist der Geist, das Herz, alles Wollen, Wissen und Können unserer Sprache lebendig.

Otto Stoessl



Der ärarische Tod

Von einer mit den Verhältnissen des k. k. Postsparkassenspitals vertrauten Persönlichkeit erhalte ich die folgende Zuschrift:

Sie haben sich mit dem in Nummer 195 der 'Fackel' erschienenen Artikel »Der ärarische Tod« 1½ Tausend Postsparkassenbeamte und —beamtinnen ¹ zu Dank verpflichtet. Denn dort weiß man sehr wohl, daß selbst eine kleine Notiz in der 'Fackel' in den

1 Der Absender ist ein Vorkämpfer der Geschlechtertrennung, wie sie von den Best— und Al-
lerbestmenschlichen und —menschlichen gefordert wird. Jeder vernünftige Mensch versteht
zwar unter "die Lehrer" den gesamten Inhalt des Lehrerzimmers, aber die zu achtende
Menschenwürde gebietet, von "Lehrern und Lehrerinnen", noch besser von "Lehrerinnen
und Lehrern" zu sprechen. Also heißt es in Zukunft immer nur "Autofahrer und Autofahre-
rinnen", "Fettleibige und Fettleibigen" oder auch "Terroristen und Terroristinnen".

»maßgebenden Kreisen« bessere Wirkung tut, als spaltenlange Artikel in den Tagesblättern.

Nach einer Meldung des 'Neuen Wiener Tagblatts' vom 11. d. M. hat die Staatsanwaltschaft die Untersuchung des Falles Hahnel eingestellt. Olga Hahnel, so heißt es dort, hat längere Zeit jede ärztliche Hilfe abgelehnt und ihren Zustand, der nicht sogleich erkannt worden war — Bürovorstände haben da ihr ärztliches Gutachten abgegeben — selbst für unbedenklich gehalten. Also ist ein fremdes Verschulden ausgeschlossen? Mag die Todesursache welche immer gewesen sein, die Tatsache bleibt aufrecht, daß die Erkrankte infolge des Verbots, die Rettungsgesellschaft zu rufen, über drei Stunden ohne ärztliche Hilfe blieb und daß der Beamte Hager, der sie dennoch rief, vom Sektionsrat Bauer zur Verantwortung gezogen wurde. Auch der Fernstehende kann erraten, warum das verschüchterte Mädchen, das ihr Unwohlsein schon als ein Vergehen gegen die Disziplin empfand, die ärztliche Hilfe ablehnte. Ob die Staatsanwaltschaft an diesen gewiß auch ihr bekannten Fakten blinden Auges vorübergehen durfte, ist eine Frage, die Sie, hochgeehrter Herr, gewiß mit mehr Sachkenntnis zu beurteilen vermögen als ich.

Nun üben verlässliche Polizeiärzte im Postsparkassenamte ihre Praxis aus und sie wußten mit Genugtuung zu melden, daß sich innerhalb einer Woche bloß 15 Erkrankte in ihre Behandlung begaben und auch von diesen nur vier dienstunfähig waren. Sie berichteten aber nicht über die weit größere Zahl von Erkrankten, die privatärztliche Hilfe aufsuchten. Wozu auch? Jedes unliebsame Aufsehen muß doch vermieden werden, und so darf die Öffentlichkeit nicht erfahren, daß der 6½stündige Normaldienst noch immer nicht eingehalten wird, daß die Beamten und Beamtinnen nach wie vor gezwungen werden, täglich drei und mehr Überstunden zu machen, und daß es hauptsächlich dieser Umstand ist, der eine bis dahin in ihrer Massenhaftigkeit unerhörte Nervenkrise hervorgerufen hat.

Wie Sie ganz richtig bemerkten, wird eben auch hier, wie überall in unserem lieben Österreich, nicht die Wurzel des Übels, die Ausbeutung, sondern die Folge, das Kranksein, von unserer erleuchteten Direktion bekämpft. Und so wird es Sie interessieren, zu erfahren, daß die Beamten und Beamtinnen jetzt nicht nur im Amte, sondern auch in ihrer privaten Häuslichkeit polizeiärztlich »überwacht« werden. Zu Personen, die im Dienste zusammengebrochen sind und denen ihr Hausarzt zur Erholung eine kurze Befreiung vom Dienste verordnete, schickt man einen Polizeiarzt, der, wenn er die Erkrankten nicht gerade bei den Vorbereitungen zum Sterben oder bei der Abreise ins Irrenhaus antrifft, die Diagnose »dienstfähig« stellt und die Erschöpften ins Amt kommandiert.

Während für die »öffentlichen Mädchen« vielfach die Abschaffung der Reglementierung gefordert wird, wird sie für die Mädchen, die im öffentlichen Dienst stehen, eingeführt. *Vielleicht interessiert sich die Ärztekammer für diese neugeschaffene Kompetenz der Polizeiärzte, die förmlich als eine berufsmäßige Desavouierung der privatärztlichen Gutachten ausgeübt wird.*

Was an Maßregelungen und Quälereien aller Art von der Amtsleitung aus geschehen kann, geschieht, um die gekränkte Autorität wieder auf den alten Glanz herzurichten. —

Sollte Ihnen, hochgeehrter Herr, einiges von dem hier Mitgeteilten der Veröffentlichung in der 'Fackel' wert erscheinen, so bitte ich darum. Sie würden damit eine Gruppe der ausgebeutetsten Staatsbeamten in ihrem wahrhaft schweren Kampfe ums Dasein unterstützen.

* * *

Status cridae

Zu dem Artikel in Nr. 195 sendet mir der Sekretärstellvertreter des Export—Vereines die folgenden zustimmenden Bemerkungen:

Heute leben gewiß 90% der Bevölkerung Österreichs direkt oder indirekt von Lohn und Gehalt. Beide Begriffe sind wesensgleich und bezeichnen den Entgelt für eine Leistung ohne Berücksichtigung des Ertrages der Arbeit, ohne Rücksicht auf Gewinn und Verlust des Unternehmens. Ebenso wenig wie das Postpferd ist der Postbedienstete am Ertrage der Post interessiert, beide aber wollen möglichst gutes und reichliches Futter und einen möglichst angenehmen Stall erhalten. Der Unterschied zwischen Mensch und Tier ist nur der, daß das Pferd sein Los willig trägt, während der denkende Mensch revoltiert und dadurch, daß er es tut, das Nationaleinkommen erhöht, den Verdienst aller Berufsklassen, die von ihm leben.

Da bei wachsender Volkszahl die Zahl der Selbständigen zurückgeht, wird die zirkulierende Lohnsumme ein immer maßgebenderer Teil des nationalen Einkommens. Daher interessiert die Höhe von Lohn und Gehalt nicht nur den Arbeiter und Beamten, sondern den Hausherrn, den Wirt, den Cafétier, den Schneider und den Greisler. Vor allem aber den Staat, denn er erhält direkt und indirekt in Form von Hauszinssteuer, Tabak—, Petroleum—, Biersteuer, in Form von Verkehrssteuern aller Art mindestens $\frac{1}{5}$ aller Lohnerhöhungen in kürzester Zeit zurück ¹. Da die Zahl der Privatangestellten sicher mehr als 5 mal so groß ist, als die der Staatsangestellten, so ist der Staat der Meistinteressierte, dann erst folgen der Hausbesitzer, der Ladenbesitzer und alle anderen, deren Einkommen zu 90% auf Gehalt und Lohn basiert.

Wenn der Staat nun gezwungen wird, das zu tun, was in Privatbetrieben schon geschehen ist, so hinkt er der Entwicklung nach; er hat die Bedeckung für diese Ausgaben schon in der Hand, bevor er sie nachzuholen gezwungen wird. Gezwungen durch die Not der Beamtenschaft, subventioniert der Staat endlich die Gläubiger seiner Beamten und seine Steuerzahler, wie Hausherrn und Lebensmittellieferanten, Schuster und Schneider. Was er tut, ist nicht ein Akt der Gerechtigkeit, der Güte, ein Ausfluß weiser Sozialpolitik, nein, es ist ein Akt einfacher Vernunft. Täte er es nicht, so wäre das nicht nur sein Bankerott, weil er die Quelle seines

¹ Interessant: Keine Lohnsteuer. In Deutschland betrug sie zu dieser Zeit nach Aussagen von Zeitzeugen $\frac{1}{2}$ %.

Reichtums verschüttete, sondern die angesagte Krida des Intellek-
tes derer, die den Staat repräsentieren.

Im Zeitalter der progressiven Überproduktion, der Riesenbetriebe
und der Maschinenanwendung ist jede Lohnsteigerung barer Ge-
winn für die Volkswirtschaft und den Staat. Amerika wird dadurch
reich, die Türkei und China gehen an den niederen Löhnen zu-
grunde — wenn sie nicht bald den Unsinn der Bedürfnislosigkeit
abschütteln.

Dr. Julius Wilhelm

* * *

Die Quellen den Sektionschefs Exner

»Sektionschef Exner erklärt, daß Ihm eine
unversiegbare Quelle zur Liquidierung der
nötigen Mittel wohl bekannt sei, er halte
es aber aus verschiedenen Gründen für op-
portun, diese Geldquelle vorläufig noch
nicht preiszugeben.«

Der unermüdliche Industriellenball—Präsident, dessen wissenschaftli-
che Bedeutung in Nr. 157 der 'Fackel' ¹ durch den Hinweis auf jenen einstim-
migen Protest aller Exner gegen eine Verwechslung charakterisiert wurde,
hat sich, so schreibt mir ein Mitarbeiter, unter dem Trompetengeschmetter
der 'Neuen Freien Presse' als Retter der Heimarbeiter proklamiert Dieser
Wundermann weiß, wie die halbe Million notleidender Heimarbeiter wohlha-
bend gemacht werden kann, und weiß eine unversiegbare Quelle zur »Liqui-
dierung« der Mittel; er sagt sie aber nicht, obwohl er sonst eher zu viel
spricht. Warum dies Schweigen? Seinerzeit — siehe Nr. 157 der 'Fackel' —,
versprach er, alle Erdäpfel in Spiritus zu verwandeln. Dies gelang zwar nicht,
aber Exner wurde für die Spiritus—Ausstellung Herrenhausmitglied. Die
Heimarbeiter werden nur unter der Bedingung gerettet, daß Exner Exzellenz
wird. Nur als Geheimer Rat wird er die geheime Quelle enthüllen — bis dahin
zerbricht sich ganz Wien den Kopf. Wie ich nun aus bester, aber gleichfalls
geheimer Quelle erfahre, verhält sich die Sache so: Bekanntlich bezieht Exner
gleichzeitig 1.) eine Pension als Direktor des technologischen Gewerbe—Mu-
seums, 2.) eine Pension als Professor der Hochschule für Bodenkultur, 3.)
einen Gehalt als aktiver Sektionschef, endlich die Bezüge als Verwaltungsrat
der Nordbahn, der Wienerberger, der Unfallversicherungsaktien—Gesell-
schaft und verschiedener anderer Gesellschaften mit zusammen zirka
70.000 K Bezügen. Da diese Kumulierung von Pensionen, Gehalt und Verwal-
tungsratseinkünften gesetzwidrig ist, beabsichtigt Exner zu Gunsten der not-
leidenden Heimarbeiter wenigstens auf die Verwaltungsratseinkünfte zu ver-
zichten ... Nach einer andern Nachricht freilich verhält sich die Sache doch
nicht so, sondern Exners Geldquelle und Wissensquelle sind identisch mit
dem berühmten Geldschrank der Madame Humbert. Exner aber wird, so
glaubt der andere Gewährsmann, fortfahren, seinen naiven und entzückten
Zuhörern aufgelesene Wissensbrocken in pikanter Vortragsauce zu servie-
ren.

1 # 03



Die Wetterfahne

Von *Frank Wedekind*

Du auf deinem höchsten Dach,
ich in deiner Nähe;
Doch die wahre Liebe, ach,
Schwankt in solcher Höhe.
Du in deinem Herzen leer,
ich in blindem Wahne —
Dreh dich hin, dreh dich her,
Schöne Wetterfahne!

Unterhaltend pfeift der Wind,
Bläst uns um die Ohren;
Von des Himmels Freuden sind
Keine noch verloren!
Glaubst du, daß verliebt ich bin,
Weil ich dich ermahne?
Dreh dich her, dreh dich hin,
Schöne Wetterfahne!

Drehn wir uns auf hohem Turm
Immer frisch und munter!
Ach der erste Wintersturm
Schleudert dich hinunter.
Wenn dann auch verflogen wär,
Was ich jetzt noch ahne ...
Dreh dich hin, dreh dich her,
Schöne Wetterfahne!

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Der Kuß]

Tier. Sie schreiben — natürlich anonym —:

»Ein Wort zu der leidigen Tetschener Kußgeschichte: Ihnen genügt also die juristische Begründung des Urteiles nicht? Hm, nun, daß Sie vielleicht pervers genug gewesen wären, sich nach den Küssen der alkoholduftenden Dirne, vor Wohlbehagen schmat-

zend, die Lippen abzulecken, ist Ihre Sache, und gehört weiter nicht hierher. De gustibus non disputandum est. Daß aber ein Mensch, der, wie es scheint, jedes Rechtssinnes bar ist, seit Jahr und Tag sich bemüht seine Anschauungen den Mitmenschen zu suggerieren, das ist ein Crimen, welches MEHR als '14 Tage Arrest, verschärft durch 4 Fasttage' verdient«.

Ich glaube, daß ich, der schlimmsten Verirrung schuldig, da ich mich frei zu ihr bekenne, so verachtenswert nicht sein kann wie der Gemütsmensch, der sich hier inkognito und im Namen der bürgerlichen Moral ereifert. Unterzeichnet ist der Brief — ich habe schon lange nicht einen so typischen bekommen — mit der Wage der Themis. Der Kerl, der mir Mangel an Rechtssinn vorwirft und anonym schimpft, ist also vermutlich Jurist, sitzt vielleicht in irgendeinem Bezirk über Ehrenbeleidigungen zu Gericht. Wie gut, daß es die Institution der anonymen Briefe gibt! Die reine Gesinnungsschäbigkeit würde sich überhaupt nicht kenntlich machen, wenn sie es nicht ohne Unterschrift dürfte, und gleichsam unter der Oberfläche ihr Werk verrichten. Anonyme Briefe erinnern daran, daß eine gute Gesellschaft lebt, die zu verachten die Pflicht der guten Menschen ist. Ich bin von der Überzeugung durchdrungen, daß der Mann, der meine Kritik des Tetschener Urteils auf Perversität zurückführt, eine Zierde seines Standes, der Stolz seines Berufes ist. Er hat nur den einen Fehler, daß er »seit Jahr und Tag« die 'Fackel' liest. Die geht nun in den achten Jahrgang, aber der Herausgeber geht noch immer nicht in sich. Nie hat er sich bemüht, seine Anschauungen den Mitmenschen zu suggerieren, nie sie gezwungen, seine Anschauungen kennenzulernen. Wem's nicht paßt — Aber meine anonymen Schimpfer sind meine anhänglichsten Leser. Nun, sie verschwenden des Hasses Müh'. Ihre Zuschriften ermutigen mich nicht einmal: auch ohne sie bliebe ich bei meiner Ansicht. Und bleibe es in der Tetschener Kuß—Affäre. Ich habe in Nummer 196 unter der Devise »Quer durch Österreich« das Schauderhafteste, das sich bei uns in den letzten Wochen begeben hat, kommentarlos zusammengestellt. Der Sprachlosigkeit, in die man hierzulande manchmal verfällt, glaube ich den rechten Ausdruck gefunden zu haben. Die Tetschener Notiz durfte ich zitieren, wiewohl eine amtliche Zuschrift in der Tagespresse ihrer Tendenz opponiert hatte. An der Tatsache selbst war ja nicht gerührt worden: 14 Tage mit 4 Fasttagen für einen Kuß. An anderer Stelle — in derselben Nummer — nahm ich von der amtlichen »Aufklärung« Notiz, die der 'Neuen Freien Presse' ein merkliches »Na also« entlockt hat: Das Mädchen, das geküßt hatte und dafür eingesperrt wurde, ist eine Prostituierte. Und bei dem Klang dieses Wortes hält sich die christliche Nächstenliebe die Ohren zu, und bekreuzigt sich die jüdische Journalistik. Aber ich irrte, da ich das Behagen an dem gegen eine Prostituierte verübten Unrecht für einen spezifisch bourgeoisen Zug hielt und schrieb, der gute Bürger könne nun ruhig beischlafen. Auch der sozialdemokratische Philister kann es. Denn da die letzte Nummer der 'Fackel' in Druck ging, gab auch die Arbeiterzeitung ihre vollste Übereinstimmung mit dem Tetschener Urteil kund. Der Gerichtsvorstand teilte der Redaktion höflichst mit, daß der Kuß nicht in übermütiger Laune gegeben und die Geberin nicht wegen des Kusses verurteilt wurde, sondern daß sie »eine ÖFTER von der Dresdener Sittenpolizei ABGESTRAFTE PROSTITUIERTE ist, die schuldenhalber aus Dresden flüchtig geworden war, sich in Bodenbach bereits SEIT VIERZEHN TAGEN UNTERSTANDSLOS herumtrieb und schließlich vor dem Bahnhof ihr Gewerbe auf eine schamlose Weise ausüben wollte, indem sie DEN ANKOMMENDEN REISENDEN UM DEN HALS FIEL und sie mitzulocken versuchte«. Hört, hört! ruft das sozialdemokratische Blatt, bringt die Worte, die das Entsetzen der bürgerlichen Gesellschaft wecken sollen, in Sperrdruck,

und revoziert die scharfe Kritik, »die wir an die falsche Voraussetzung geknüpft haben«. Denn der Richter hat »ein formell gesetzmäßiges Urteil gefällt«. Daß ein solches die Kritik mundtot macht, ist eine Auffassung, die im Rahmen der 'Arbeiterzeitung' überraschend wirkt. Und daß dieser die Berufung auf die DRESDENER Sittenpolizei imponieren würde, war just auch nicht vorauszusehen. Man hätte vielmehr geglaubt, daß das fürchterliche Proletarierschicksal, das die Tetschener Gerichtsbarkeit zur Begründung des Urteils benützte, in der 'Arbeiterzeitung' einen Anwalt finden, daß sie den Herren Delavigne und Keibl antworten würde: Für so dumm, anzunehmen, daß selbst in Österreich wegen eines Kusses — Unsittlichkeit oder Ehrenbeleidigung? — einer Frau strenge Arreststrafe diktiert werde, sollt ihr uns nicht halten. Wir haben bloß das Urteil nicht verstanden, aber sogleich vermutet, daß der Kuß nur der »Anlaß« gewesen sein konnte. Jetzt, da wir hören, daß es sich um eine gehetzte Prostituierte handelt, verstehen wir das Urteil und finden es grausam. Ohne den Kuß wäre das Mädchen — vielleicht — für einen Tag in den Polizeiarrest gekommen. Nun ward aber durch den Kuß das »öffentliche Ärgernis« gegeben, das hierzulande immer entsteht, wenn ein paar Funzen es empfinden wollen, und in derart kompliziertem Fall »gewerbsmäßiger Prostitution« schreitet der Strafrichter ein. Es ist wahr, daß das Strafminimum des blödsinnigen Gesetzes ein Monat ist. Indes, wenn die Praxis nicht die Jahre in Monate, die Monate in Tage verwandelte, würde die österreichische Bevölkerung den Tag, da ihr ein neues Strafgesetz geboren wird, im Arrest erleben. Aber ein Mörder muß bloß an dem Jahrestag seiner Tat fasten und die Prostituierte — dies blieb unberichtigt — VIERMAL IN VIERZEHN TAGEN! Nimmer wird uns ein solches Urteil zur stummen Anerkennung seiner »formellen Gesetzmäßigkeit«, zur Rückziehung unserer Kritik bestimmen können. Die bürgerliche Presse — jene 'Allgemeine Zeitung' zum Beispiel, die die gemeine Zeitung ist für alle — mag von der »Milde« des Urteils in dem Augenblick zu schwärmen beginnen, da sie erfährt, daß es eine Prostituierte getroffen hat. Wir Schützer der Ausgestoßenen werden die judizielle Schärfe, in der sich der pharisäische Haß der »Gesellschaft« zu vier Fasttagen geformt hat, verdammenswert finden. Wir sprechen das Opfer der Dresdener Sittenpolizei frei und klagen eine staatliche Ordnung an, die die Ausbeutung der Weiblichkeit an dem Weib ahndet, die so der »schamlosen Ausübung der Prostitution auf einem Bahnhof« Vorschub leistet, und die in ihrer perversen Gerechtigkeit schließlich den Hunger mit vier Fasttagen bestraft!

[Die Ehereform.]

Geschiedener. Wir sind schon wieder, so schreiben Sie, um ein Problem österreichischer. Aber die Misere hat vor ihren Anklägern die logische Konsequenz voraus.

»Die Ehereformatoren schlagen zur Lösung der Frage der katholischen Geschiedenen die folgende Kompromißformel vor, von der sie glauben, daß sie der Kirche genehm sein werde: Man gestatte die bürgerliche Trauung der geschiedenen Katholiken ohne kirchlichen Segen! Auf diesem Wege hoffen sie die Kinder der Kirche dem verpönten Konkubinat zu entreißen. Aber sie vergessen, daß ihr Kompromiß nach den strikten und unumstößlichen Lehren der Kirche nichts anderes ist, als ein Konkubinat, und zwar ein auf der Basis des Ehebruches aufgebautes und dennoch von der staatlichen Gesetzgebung sanktioniertes, somit doppelt qualifiziertes Konkubinat. Daß diese Formel dem allerstarrsten »non possumus« der Kirche begegnen muß, weil sie dem Dogma von der Unlösbarkeit der Ehe, das den Angelpunkt der katholischen Ehelehre bil-

det, direkt zuwiderläuft. Bei seiner ganzen fabelhaften diplomatischen Geschmeidigkeit in weltlichen Sachen, ist der Katholizismus doch von der unbeugsamsten Starrheit und Festigkeit in allen Dogmenfragen. Paktieren und Kompromittieren [Kompromissieren ?] gibt es da nicht. Die katholisch Geschiedenen sollten das wissen und sich keinen Illusionen hingeben. Entweder sind sie überzeugte gläubige Katholiken: dann müssen sie sich in die Gebote ihrer Kirche fügen und ihr individuelles Mißgeschick als ein Opfer ertragen, das dem Ideal der Unlösbarkeit der Ehe dargebracht wird, oder sie sind nur formell Angehörige der katholischen Kirche: dann können sie sich um ihre Lehren den Teufel scheren und müssen auf eine radikale — die einzig mögliche — Lösung der Frage hinarbeiten, ohne sich der unsinnigen Hoffnung hinzugeben, daß sie durch irgendwelche Kompromisse den Beistand der Kirche gewinnen werden. Vorläufig aber sollen sie soviel Mut aufbringen, durch offene und ehrliche Praxis des Konkubinats den an diesem haftenden sozialen Makel aufzuheben. Freilich müßte da vor allem jenes auch für den Mutigsten und Freimütigsten unüberwindliche Hindernis weggeräumt werden, das durch den Aberwitz unserer strafgerichtlichen Praxis entstanden ist: die Ahndung des Ehebruchs GESCHIEDENER Eheleute«.

Hier scheint mir der schmerzlichste Punkt der Ehefrage zu liegen. Hier setzt der spezifisch österreichische Jammer ein. In einer der vielen Zuschriften, die die aktuelle Frage behandeln, heißt es: »Wer ein Mensch ist, der erzittere vor Wut, wenn er von der Scheußlichkeit hört, die der Scheidung einer katholischen Ehe folgt: von der Strafsanktion auf geschlechtlichen Verkehr überhaupt, außer mit dem geschiedenen Gatten! Diese moralische Kastrierung, ungleich widerlicher als die physische des Orients, weil sie beide Geschlechter trifft, ist die Kristallform eines Gesetzes, das den Armen schuldig macht, um ihn der Pein zu überliefern. Man beschönige diese Schande nicht mit dem relativ geringen Strafausmaße und mit der Notwendigkeit einer Klage des andern Teiles: nicht die Strafe ist die aufreizende Roheit, sondern die Androhung, die zur Erpressung hier und dort zur Verzweiflung treibt, und dies alles, weil lebensfremde Greise das Ehegesetz auslegen, das dieses Prügelsystem nirgends ausspricht, leider aber vergaß, es klar zu verbieten. Nicht die Strafe ist das Unglück, sondern deren Folgen, in einem Staate, wo Unbescholtenheit eine bessere Existenzbedingung ist, als Unfähigkeit das Gegenteil. Ein Beispiel: Ein junger Bursch verfing sich in dem Netz einer älteren, ausgelebten und darum ehelüsternden besseren Tochter. Die Ehe beider, die niemals ein Band war, zerplatzte. Der Mann suchte seine gestörten Nerven in wohlthätigen Armen zu beruhigen. Da pochte der erpressende Bruder der geschiedenen Gattin an die Türe; denn die trügerische Heiligkeit des Hauses schützt nicht vor »Helios¹« und anderen weitsichtigen Schmutzwühlern. Schleunige Flucht rettete die Existenz ... Es ist sinnlos, für ein Volk, das diese schmachvolle Gefahr, »eingespirt« zu werden, lethargisch auf dem beulenreichen Rücken trägt, ein gutes Ehegesetz zu verlangen. Dem Sehenden bleibt der grenzenlose Ekel«.

[Concordiaballbericht]

Schmock. Ich will meinen diesjährigen Concordiaball—Bericht in die geflügelten Worte zusammenfassen: »Der diesjährige Concordiaball übertraf an Glanz alle seine Vorgänger«. Nun wird man mir vorhalten, daß ich nicht über eine Veranstaltung sprechen soll, die ich nicht kenne, wird nachzuweisen su-

1 Ein Dedektivbüro

chen, daß ich dem diesjährigen Conconiaball nicht beigewohnt habe und meine Kenntnis von seinem Gelingen bloß aus den Zeitungsberichten schöpfe. Das ist ja alles ganz richtig. Aber ich kann versichern, daß ich schon vor der Lektüre der Zeitungen, vor dem diesjährigen Conconiaball gewußt habe, daß der diesjährige Conconiaball alle seine Vorgänger an Glanz übertreffen werde. Die Zeitungen selbst hatten das gewußt und in Vornotizen wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß »der diesjährige Conconiaball, welcher Montag, den 19. Februar in den Sophiensälen stattfindet, seine Vorgänger an Glanz übertreffen dürfte«. Im nächsten Satze kamen natürlich die allbekanntesten »Spitzen der Behörden«, die trotz jahrzehntelangem Gebrauch gegen die Lockungen des Conconiaballes noch immer nicht abgestumpft sind. Der Ballbericht hielt getreulich, was die Vornotiz versprochen hatte. Fürchterlich brandete das Schmocktum an der Estrade. Auf dieser Insel der Seligen müssen wieder schwitzende Komiteemitglieder, denen die Geistesperlen von der Stirne tropfen, die Politik mit der Kunst gepaart haben! Sind die folgenden Sätze meine Erfindung oder sind sie dem Bericht der 'Neuen Freien Presse' entnommen?

»Es wurde gestern im Sophiensaal viel politisiert. Alle Welt tat es. Unsere schönen Gäste aus der Kunstwelt, die Sterne des Schauspiels und der Oper, schlossen sich nicht aus. Manches Wort an den, nein an DIE Minister wurde gerichtet, manche Interpellation aus schönem Munde wurde gestellt und mit galanter Bereitwilligkeit beantwortet. Die unzugänglichsten Parlamentarier hielten mit ihren Anschauungen über die Lage nicht zurück, nur sahen sie die Dinge weit rosiger und freundlicher als an gewöhnlichen Tagen ... Die Estrade im Sophiensaal, die am Conconiaball stets das interessanteste und farbenreichste Kaleidoskop der Wiener Gesellschaft bietet, hat auch gestern Politiker und Diplomaten, Künstler und Künstlerinnen in schier unübersehbarer Fülle vereinigt. Da hört man aus einer Gruppe das inhaltsschwere Wort 'Demission!' Ein Minister hat's gesprochen; aber kein Grund zur Besorgnis um unser staatliches Wohl. Die schlagfertige Exzellenz hat das politische Gespräch mit der schönsten Wiener Operettendiva abgebrochen und die Neugierige seinerseits interviewt. Ist es richtig, daß gnädige Frau dem Direktor Ihre Demission angeboten haben? ... Dort sieht man die französische Anmut der Després, hier werden Slezak und Schrödter autogrammhungrige Fächer entgegengestreckt. Frau Medelsky lacht so lieb und herzlich, daß man ihr tränenschwere Sentimentalität gar nicht zutrauen würde. Die Sterne der Oper und der Operette, Fräulein Kurz und Fräulein Bland, Frau Günther und Frau Zwerenz werden von zahllosen Trabanten umschwärmt, und Blasel, der Ewigjunge, erzählt freudig, daß er seinen vierzigsten Conconiaball mitmacht; ein schönes Jubiläum, das aufgedeckt zu haben ein Verdienst des rührigen Komitees bildet.«

Ist das lieb? Und erst die Präsenzliste! Soviel Menschen im Saal, soviel Namen in der Zeitung. Trotzdem war nicht jeder da, der genannt wird, und wird nicht jeder genannt, der da war. Wie das? Genannt wird jeder, dessen »auf Namen lautende« Karte von seinem Sohn, seinem Schneider, seinem Kommiss abgegeben wurde. Auf dem antisemitischen Schriftstellerball, der sich der liberalen Methode geschickt bemächtigt hat, wurde neulich ein längst verstorbener Burgschauspieler, an dessen Adresse nach alter Gewohnheit die Einladung geschickt wird, »unter den Anwesenden bemerkt«. Man teilt aber die

Menschen in zwei Gruppen: solche, die den Concordiaball besuchen und solche, die ihn nicht besuchen. Die ihn nicht besuchen, teilt man wieder in solche ein, die »unter den Anwesenden bemerkt« werden, und solche, die »ihr Fernbleiben entschuldigen«. Diese bilden eine eigene Rubrik. »Ihr Fernbleiben«, beißt es, »hatten entschuldigt«: Erzherzog Franz Ferdinand, Fürst Montenuovo, der Ministerpräsident, der Reichskriegsminister, der Finanzminister, der Leiter des Justizministeriums, Gesandte, Generale etc. etc. Eine stattliche Liste! Aber die »Entschuldigung«, die der Thronfolger dem Concordiaball—Komitee geschrieben haben soll, würde mich interessieren. Auch ob der diesjährige Concordiaball wirklich seine Vorgänger übertroffen hat. Nicht etwa bloß an grauenvoller Langweile, schlechter Luft, ordinärem Gedränge und ekelhaften Visagen. Das einzige 'Neue Wiener Tagblatt' übertreibt nicht: »Der Concordiaball, der Montag in den Sophiensälen abgehalten wurde«, schreibt es, »glich auf ein Haar seinen Vorgängern«. Allerdings, weil nach seiner Ansicht »eine Steigerung des traditionellen Glanzes, der tausendfältigen Attraktionen dieses Balles wohl kaum möglich erscheint«.

[Heine's Grab]

Liberaler. Wer beleidigt das Andenken Heines schwerer? Der antisemitische Trottel, der gegen ihn lospöbelt oder ... ? »Unter den Besuchern, die sehr zahlreich zur letzten Ruhestätte Heines pilgern, hat sich der Brauch eingebürgert, ihre Visitenkarten in einem eigens hierfür bestimmten Behälter zurückzulassen.« Darauf wird in Wien mit Lob hingewiesen. Wie würden sich die liberalen Redakteure erst freuen, wenn sie die Widmungen läsen, mit denen die Visitenkarten beschrieben werden! »Im Kampfe um ein Denkmal für dich unterlag ich der Dummheit und deinen Feinden«, erzählt Herr Silberstern dem toten Dichter. Der anmutige Brauch soll offenbar bezwecken, daß das Andenken an die Wiener Liberalen erhalten werde und die Besucher des Grabes in der Erinnerung Heines fortleben. Wem aber sein Einfall — so berichtet mir ein Pariser Leser — zu bedeutend erscheint, um in der Fülle des Behälters zu versinken, der bricht aus einem daliegenden Kranze ein Stückchen Draht und heftet seine Karte recht auffällig an das Grabgitter. Wenn nun die Familie Kohn nach Paris kommt und im Begriffe ist, die Loreley für ein schönes Gedicht zu erklären, dann klettert Kohn jun. übers Gitter und reicht Papa, Mama und der Schwester sämtliche Visitenkarten hinüber, damit sie nachsehen, ob »wer Bekannter« darunter sei, und die poetisch veranlagte Thusnelda Kohn durch die Lektüre der reizenden Widmungen zu einem ähnlichen Produkt angeregt werde ...

[Eine Heine—Biographie]

Literarhistoriker. Die 'Neue Freie Presse' (11. Februar) bringt einen unveröffentlichten Brief Heines an den Bankier Friedland und einen unveröffentlichten Brief August Lewalds an Heine. Zwei recht interessante Beiträge zur Heine—Forschung. Damit aber die Heine—Forscher auch wissen, wer Heine war, knüpft sie an die Publikation dreißig Zeilen »Aus dem Lebenslauf Heinrich Heines«. Er sei in Düsseldorf geboren, habe sein Elternhaus und seine Kindheit in Prosa und Versen geschildert, habe einen Onkel namens Salomon Heine gehabt, der ihn für die kaufmännische Karriere erziehen wollte. »Heinrich Heine wurde in Deutschland und Frankreich rasch berühmt ... In Paris erkrankte er an einem Rückenmarksleiden, das ihn jahrelang an die 'Matratzengruft' fesselte, bis ihn der Tod am 17. Februar 1856 ereilte.« Zum Schlusse zwei Witze aus den letzten Lebenstagen. Dies zur raschen Belehrung der Leser, die aus den unveröffentlichten Briefen zum erstenmal von Heine erfahren. ... Heiliger Karpeles ¹! Der wird sich auf dem Grab Heines umdrehen,

1 Gustav Karpeles, Heine-Biograph, † 1909

wenn er diese Biographie liest! Ist man in der 'Neuen Freien Presse' schon ganz gehirnweich? Sie erzählt, um ihren Lesern zu beweisen, daß Heine ein geistreicher Mann war, er habe auf die Frage des Arztes »Wie ist Ihr Geschmack?« geantwortet: »Gar keiner, wie der von Herrn Scribe«. Heine beschönigte seinen Zustand. »Wie der von Herrn Benedikt«: das war die traurige Diagnose, die der Arzt ihm gestellt hat.

[Der Triesch—Kultus]

Habitué. Über ein Stück des Herrn Triesch schreibe ich, ohne es zu kennen. Daß es die Umarbeitung eines Stückes ist, das ich vor zehn Jahren gesehen habe, macht mich nicht befangen. Ich erinnere mich an »Ottile« nicht mehr und weiß doch, daß die »Schuldigen« ein Schund sind. Würde ich denn eine Woche später die »Schuldigen« kennen, wenn ich sie heute sähe? Ich mache mich jederzeit erbötig, auf Grund der Inhaltsangabe des Herrn Kalbeck das ganze Werk des Herrn Triesch zu rekonstruieren. Ich kenne die Gedankenwelt und die Sprache seiner Menschen. Denn wenn ich auch die »Handlung« von »Ottile«, »Nixe«, »Hexenmeister« und »Komplott« vergessen habe, so werden doch meine Nerven diese Eindrücke von aschgrauer Talentlosigkeit nicht los, die sie in der Zeit früher Theaterfreudigkeit empfangen haben. Wie eine fürchterliche Verpflichtung, von einer bösen Fee auferlegt, lastet dieser Triesch—Kultus auf dem Burgtheater. Die modernsten Direktoren, die Hauptmann aufführen und die bloß für ihn »eintreten«, können sich ihr nicht entziehen. Im Jahre 1906 wird auf dem deutschen Theater der Satz gesprochen: »Vielleicht war auch der Gatte selber nicht ohne Schuld. Vielleicht hat er, nur seinem Berufe lebend — auch das ist eine Art Egoismus — sein junges Weib, das nach Liebe dürstete, nach Zärtlichkeit, nach traulichem Gedankenaustausch, darben lassen!«. »Vielleicht, ach, vielleicht!« setzt Herr Kalbeck hinzu, »DIE GEWISSHEIT WÄRE UNS LIEBER GEWESEN. Um Frau Angela VERZEIHEN zu können, müßten wir sie und das Verhältnis zu Mann und Liebhaber durchschauen und begreifen«. Herr Kalbeck vermißt also einen »klarerer Einblick in die Vorgeschichte des Dramas«. Am Drama selbst hat er nicht genug. Herr Kalbeck, der feinsinnige Triesch—Kommentator, gibt sogar zu, daß Ibsen einsetzen müßte, wo Triesch versagt. Dem Triesch nämlich genügt der »Fehltritt« einer Frau, um ein Stück daraus zu machen. So ist denn also der Fehltritt der Frau Angela nicht ohne Folgen geblieben. Sätze des Kommentars, die natürlich auch im Stück vorkommen könnten: »Da ist das Unglück geschehen, in einem Augenblicke trunkener Selbstvergessenheit, der sich niemals wiederholen sollte ... Nun haßte sie den Mann, den sie zu lieben wähnte ... Angela wird zu spät gemerkt und erfahren haben, daß ihr Geliebter bereits Trost in den Armen einer Buhlerin gesucht und gefunden hatte, ehe er sie in die seinigen schloß. Von Abscheu und Widerwillen erfüllt, im Stolze ihrer Frauenehre beleidigt, wird sie dem nichtswürdigen Verführer mit Entlarvung gedroht haben, um, gebrochen an Leib und Seele, freudlose Tage der Reue in schwermütiger Einsamkeit zu verbringen ... « Gibt's denn das heute noch? Eine Figur heißt »Guido von Hochwalden«. Herr Kalbeck: »Der Cousin Paulas, Guido von Hochwalden, EIN FLOTTER HUSARENLEUTNANT, der ältere Ansprüche auf die Tochter Webers zu haben meint, gibt den Anstoß zur tragischen Enthüllung des sorgfältig gehüteten Geheimnisses«. Herr Kalbeck kommt zu dem »ernst, aber nicht hoffnungslos ausklingenden Ende des Stückes« ... Ich glaube nicht, daß ich mit einer der Personen, die darin vorkommen, drei Worte sprechen könnte. Aber ich hoffe, daß man diesem Dramatiker, der seine Stücke zuerst auf einer Vorstadtbühne zu Gunsten der Concordia aufführen läßt und den Kritikern für alle Fälle noch Redaktionsbesuche abstattet, endlich einmal die Tür des Burgtheaters nach außen öffnen wird. Und hoffentlich

wird — damit Herr Triesch nicht etwa doch bei einer andern Tür wieder her-
einkommt — der Tritt KEIN »Fehltritt« sein! Man muß schon allerhand Respekt
vor dem Eifer haben, mit dem die »erste deutsche Bühne« um die Literatur
wirbt. Sie leiht den Gedanken des Herrn Triesch ihre beste Schauspielkunst
und läßt ein Stück, des Herrn Prevost von Herrn Siegmund Lautenburg ins
Deutsche übersetzen, von jenem berühmten Herrn Lautenburg, der einst be-
hauptet haben soll, daß es »Halluncination« und nicht »Hallucination« heiße,
und da man ihm das Wort im Konversationslexikon zeigte, verächtlich rief:
»Na ja, Meyer! Und noch dazu ein alter Jahrgang!«

[Kritische Verzärtelung]

Gourmand. In der deutschen Theaterkritik reißt jetzt eine Verzärtelung
des Tones ein, die nachgerade peinlich berührt. Selbst ein sozialdemo-
krati-scher Literaturrichter, dem man doch eine derbere Methode zutrauen
würde, läßt sich — siehe das Referat der Wiener 'Arbeiter—Zeitung' über Ge-
org Hirschfeld's »Spätfrühling« — die folgende Wendung entschlüpfen:

»Das Publikum, dem Hirschfeld in diesem Lustspiel eher zu viel
zuliebe getan, hatte keinen Grund zu den peinlichen Insulten, die
es nach jedem Akt gegen den LICHTBLONDEN ZARTEN DICHTER aufzischen
ließ«.

Dieser Kritiker liebt also die lichtblonden, Zarten. Ein anderer ist mehr für die
brünetten Literaten. Da schreibt ein Wiener Mitarbeiter der neuen Berliner
Zeitschrift 'Die Schaubühne' (der hoffentlich die täuschende Ähnlichkeit mit
dem Umschlagblatt der 'Fackel' nicht schaden wird) über einen der Gründer
des »Akademischen Vereines für Kunst und Literatur« und nennt den jungen
Mann »einen von den durch und durch lieben, sozusagen wohlschmeckenden
Menschen, wie man sie, scheint mir, außerhalb Wiens auf dem ganzen Globus
nicht wieder findet«. Ja, es geht eben nichts über Wien und seine pakschierli-
chen Schriftsteller, seine mudelsaubereren Dramaturgen, seine mollerten Dich-
ter!

[Etymologisches]

Etymologe. Ein Kopenhagener Leser schreibt:

»Gestatten Sie mir, zu dem Bericht der 'Neuen Freien Presse'
über die Beisetzungsfeierlichkeit in Roskilde eine kleine Bemerkung
zu machen. Das Blatt scheint nicht nur einen Spezialbericht-
erstatte, sondern auch einen Etymologen nach Dänemark dele-
giert zu haben. So uninteressant der Berichterstatte ist, so inter-
essant ist der Etymologe, der einen Zusammenhang zwischen
»Roskilde« und »Rothschild« wittert. Vielleicht übernehmen Sie
es, den scharfsinnigen Gelehrten darüber aufzuklären, daß seine
etymologischen Versuche recht unglücklich waren. »Roskilde« be-
deutet Roarskilde. Roar ist ein sagenhafter Königssohn, dessen
Geschichte jeder dänische Schuljunge erzählen kann, »s« ist die
Endung des zweiten Falls, und Kilde heißt Quelle. Roskilde heißt
also Roars Quelle. Ich möchte noch hinzufügen, daß rot auf dä-
nisch rod und Schild Skjeld heißt«.

[Eine Annonce]

Praktiker. Ein Inserat der 'Neuen Freien Presse' (14. Februar):

»Kanzlistin gesucht mit orthograph. u. kalligraph. schöner Schrift,
welche BEI DER KANZLEI WOHNEN KANN. ALLEIN OHNE BEKANNTSCHAFT UND
VERWANDTSCHAFT stehende, repräsentationsfähige Dame mit
ANGENEHMEM EXTERIEUR bevorzugt. Anträge mit Zeugnisausschnitten u.
bisheriger Verwendung unter ... an das Ank.—Büro d. Bl.«

Sportsman. Die Titeljagdsaison dauert in Österreich das ganze Jahr. Neuestens erregt in Sportkreisen der Rekord eines Herrn Kamillo Morgan Bewunderung. Der Mann gibt sich den Titel »JAGDSCHRIFTSTELLER« und ist ein Titeljagdschriftsteller von hervorragender Bedeutung. Schon in Nr. 163 ¹ erzählte ich, daß er sich »fürstlicher Rat« unterschreibe und daß auf seinem Briefpapier drei Orden abgebildet sind, unter denen sich der glückliche Besitzer als »Jagdverleger und Jagdschriftsteller, Ritter königlicher und fürstlicher Orden SOWIE ausgezeichnet vom Thronfolger Österreich—Ungarns Seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit dem Durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Franz Ferdinand durch eine Busennadel aus Brillanten, Wien, IX/4 Sobieski—Platz 4« vorstellt. Nun wird mir eine Nummer des 'Centralblattes für Jagd— und Hundeliebhaber' zugeschickt, aus der ersichtlich ist, daß der Mann es seit zwei Jahren um ein hübsches Stück weitergebracht hat. Als Verfasser eines Aufsatzes über »Pelzwerk« UNTERSCHREIBT er nämlich wie folgt: »Kamillo Morgan, BEKANNTER JAGDSCHRIFTSTELLER IM IN— UND AUSLANDE, Ehrenpräsident des österr. Jagdklubs und INHABER HOHER ORDEN UND EHRENGESCHENKE«. Nun werde ich freilich darauf aufmerksam gemacht, daß der höchste Orden des Herrn Morgan aus Lippe—Detmold stammt und daß der Ehrenpräsident eines nicht bestehenden »Österreichischen Jagdklubs« (der wohl mit dem »Wiener Jagdklub« verwechselt werden soll) tatsächlich bloß »Ehrenpräses« eines inferioreren »Klubs der Wiener Weidmänner« ist ... Aber Herr Morgan ist eine viel zu kleine Persönlichkeit, als daß ein Leser — der kein Kretin ist — diese Bemerkungen als einen »Angriff« und nicht sofort als das auffassen sollte, was sie im Grunde sind: die Betrachtung eines typischen Falles von österreichischer Titelsucht.

»Manchmal glaube ich«, so schrieb ich in Nr. 163, »der Spott über Ordens— und Titelsucht sei antiquiert. Aber dann höre ich wieder, daß sich einer sein ganzes Leben lang abquält, ein 'Truchseß' zu werden. Über wenigens wird er in St. Moritz zum zehntenmal an Kaisers Geburtstag die Volkshymne singen, und der Herbst wird in's Land gehen, und wir werden alt werden, und er wird noch immer nicht Truchseß geworden sein. Dann höre ich wieder, daß ein Mann umgeht, dessen einziges Ziel ist, Bahnhofsportieren die Larve vom Gesicht und die unechten Orden von der Brust zu reißen. Nein, ich halte nur den Serenissimus—Spaß für veraltet, die Dummheit der Untertanen ist akuter denn je. Orden sind noch immer die Belohnung für Fleiß und gute Sitten; aber die Vorzugsschüler des Staates sitzen auf der Eselsbank. Nichts scheint abgebrauchter als die witzige Unterscheidung zwischen Titeln und Mitteln. Aber in Österreich sind jene noch immer zugkräftiger als diese«.

Und der Titel bringt mehr herein, als für ihn gezahlt wurde ... Aber der Herr Morgan sollte persönlich nicht getroffen werden. Ein einziger Satz aus seinem Artikel über »Pelzwerk« muß seine Feinde wieder versöhnen. Er schildert, wie ein Fallenfabrikant namens Weber die Füchse überlistet hat: »Aus der Beobachtung, daß MEISTER Reinecke furchtlos auf jeden Stein tritt und einen auf diesem ausgelegten Fangbrocken aufnimmt, ist ALTMEISTER Weber auf den Gedanken gekommen usw.« So überlistet der Altmeister einen Meister. Man sieht, der Titel ist ausschlaggebend ...

1 # 01 »Titel«, dort 'Camillo' geschrieben

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**